

Diese Kopie stammt von der Internet-Adresse:

<http://hacklaender.taro-breuer.de/>

Nähere Informationen über Hackländers Leben und Werk  
finden Sie ebenfalls dort. Bei Fragen, Ergänzungen oder  
Interesse an einer gedruckten Ausgabe schreiben Sie bitte an:

[hacklaender@taro-breuer.de](mailto:hacklaender@taro-breuer.de)

## Roman meines Lebens Der beginnende Kampf mit dem Leben

F. W. Hackländer

Bearbeitet und herausgegeben von  
Taro Breuer

28. Oktober 2001

Taro Breuer, Hamburg den 28. Oktober 2001

Alle Rechte vorbehalten.  
Nur für den privaten Gebrauch!

Autor: ..... Hackländer, Friedrich Wilhelm ('Ritter von' ab 1860)  
..... \* 01. November 1816 in Burtscheid bei Aachen  
..... † 6. Juli 1877 in Leoni am Starnberger See  
Titel: ..... Der beginnende Kampf mit dem Leben  
Quelle: ..... Roman meines Lebens, Band 1, Kapitel 2 (1878)  
Herausgeber: ..... Taro Breuer, Hamburg  
Ausgaben:  
1.0 ..... vom 28. Oktober 2001  
Satz: ..... L<sup>A</sup>T<sub>E</sub>X 2<sub>ε</sub>  
Schrift: ..... CharterBT

## Kapitel 2

### Der beginnende Kampf mit dem Leben

Welcher Art die Vermögensverhältnisse meines Vaters beim Tode desselben gewesen sind, habe ich niemals erfahren, jedenfalls aber recht trauriger Art, denn es wurde mir schon gleich anfangs nicht verhehlt, daß ich fast nur auf die Mildtätigkeit meiner Verwandten angewiesen sei. Daß also von irgend welchen wissenschaftlichen Studien nicht die Rede sein könne. Ich sollte bis zu meiner Konfirmation die Schule besuchen, um dann als Lehrling in ein Kaufmannshaus einzutreten. Burtscheid verließ ich noch an dem vorhin geschilderten traurigen Dezemberabend, was mir eigentlich eine Wohltat war. Denn es wäre gar zu traurig gewesen, in dem verödeten Hause – die Haushälterin war sogleich weggeschickt worden – noch länger bleiben zu müssen.

Mein Onkel Wirth nahm mich mit nach Eupen, wo er in einer der bedeutendsten Wollhandlungen Geschäftsführer, Disponent und, wie ich glaube, auch für irgend einen kleinen Prozentsatz Teilhaber war. Wie schon früher erwähnt, galt er für den reichsten Mann in der Familie und lebte auf ziemlich großem Fuß. Seine Frau, die Schwester meiner Mutter, soll derselben im Äußern etwas ähnlich gesehen haben, doch waren die Charaktere sehr verschieden. Denn während meine Mutter lebhaft, energisch, auch mitunter aufbrausend war, so hatte meine Tante Karoline nur mit ihr gemein, gleichfalls eine vortreffliche Haushälterin zu sein, wogegen sie still, äußerst duldsam, häufig melancholisch war und mitunter seufzend, die äußerst solide und wohlhabende Einrichtung ihres Hausstandes betrachtend, sagen konnte: „Wer weiß, ob das immer so sein wird?“ Zu diesen Äußerungen hatte sie wahrlich keine Ursache, denn damals war mein Oheim Wirth wohl noch ein wohlhabender Mann oder wußte wenigstens alle Welt und auch seine Frau in diesem Glauben zu erhalten.

Er war ein passionierter Raucher und vortrefflicher Weinkenner, in seinem Keller waren alle denkbaren Sorten in den besten Jahrgängen vertreten und er hielt seine Flaschenbatterien in musterhaftester Ordnung und wohl etikettiert. Alles war pünktlich, reinlich und übersichtlich gehalten. Gleiche Sorgfalt widmete er seinem Geflügel, wobei die zahlreichen Hühner nur aus weißen Exemplaren mit dunklen Kopfbüschchen und schwarzen mit weißen Kopfbüschchen bestanden, die er in der Brut aufs strengste gesondert zu halten verstand. Dazu wurden die Eier markiert, auch mit Datum versehen und in Stellagen luftfrei aufgestellt. Sobald mein Oheim gefrühstückt hatte, wurde ihm ein Laib schwarzes Brot sowie ein Gefäß mit Hafer gebracht, worauf er selbst das Brot in ganz kleine Würfel schnitt, den Hafer daruntermischte und dann selbst zur täglichen Fütterung auf den Hühnerhof hinabging. Dazu rauchte er seine zweite Pfeife, die erste kam sogleich nach dem Aufstehen, während er sich anzog. Und nachdem er nun Hut und Stock genommen, um auf sein Kontor zu gehen, das in einem andern Teil des kleinen Städtchens lag, zündete er eine dritte Pfeife an, gewöhnlich eine mit sehr langem Rohr, und ich sehe ihn noch aufs deutlichste vor mir, den kleinen dicken Mann, wie er gravitätisch und würdevoll die Straße dahinschritt. Was seinen Charakter als Familienvater und Geschäftsmann anbelangte, so war ich natürlich in meinen Jahren nicht im Stande, darüber zu urteilen. Tante Karolinchen, wie wir sie nannten, behandelte er aufs aufmerksamste und mit liebevoller Sorgfalt, überhäufte sie mit kleinen Geschenken, besonders auch in schönen Kleiderstoffen, die sie aber meistens seufzend beiseite legte, um ihrem alten Blumenkittel – so nannte er ein Hausgewand von buntem Katunstoff – getreu zu bleiben. Denn äußerst selten ging sie in Gesellschaften oder sah solche bei sich. Sie hatten einen einzigen Sohn, den die Mutter mit einer oft ans Komische grenzenden Zärtlichkeit behandelte. Das hat mir aber niemals wehe getan, denn auch ich konnte mich in keiner Hinsicht beklagen, wurde allerdings wie der gesündere Sohn des Hauses behandelt, der schon einen Puff mehr aushalten konnte, während ihr Gustav brustkrank sein sollte, was aber durchaus nicht der Fall war. Auch hatte ich dadurch mehr Gelegenheit, mich mit andern wilden Burschen herumtummeln zu können, wovon ich den ausgiebigsten Gebrauch machte.

Die kleine Stadt Eupen hatte bedeutende Tuchfabriken, Wollhandlungen, Türkischrot-Färbereien und einen sehr reichen Kaufmannshonoratiorenstand, eine Handelsaristokratie, die streng auf abgesonderte Kreise hielt, in denen

mein Onkel – meine Tante hielt sich fern davon – gern gesehen wurde. War er doch ein ganz bedeutender Geschäftsmann und großer Wollkenner, dabei ein gemütlicher Gesellschafter, dessen richtige Beurteilung von Weinsorten immer Anerkennung fand. In seinem Klub – wie ich glaube, er hieß das Casino – spielte er auch deshalb eine bedeutende Rolle und war stets Partner der vornehmsten Whist- und l’Hombrepatrien. Leider aber blieb ihm das Glück nicht günstig und da ich von meinem Eupener Aufenthalt, der fast ein Jahr währte, über mich nichts Bemerkenswertes zu erzählen weiß, so will ich nur in ganz kurzen Worten über den Ruin und Verfall dieser so solid scheidenden Familie etwas sagen. Wirth hatte für Rechnung seines Hauses auf eigene Hand spekuliert, dabei große Summen verloren, die er nicht zu decken vermochte, wofür er dem Gesetz gegenüber verantwortlich und mehrere Jahre in Schuldhafte blieb. Alles, was er besaß, wurde verkauft, um einen Teil jener Schulden zu decken und die arme Tante Karolinchen zog auf ein kleines Dorf bei Jülich zu ihrer 80jährigen Mutter, wo sie bis zu ihrem bald erfolgenden Tode blieb. Ihr Sohn Gustav, von dem ich lange Jahre nichts hörte, tauchte endlich nach Jahren brieflich wieder auf, indem er mir aus Batavia schrieb, wo er als ein holländischer Amtenaar lebte.

Was nun meinen Onkel Wirth selbst anbelangt, so fand er mehrere kaufmännische Stellen, in denen er sich aber nicht behaupten konnte oder wollte, reiste eine zeitlang für verschiedene Weingeschäfte, trieb dann auch selbst einen kleinen Handel, ohne sich aber je wieder empor helfen zu können. Und ich hatte dadurch in späteren Jahren Gelegenheit, ihm für das, was er in meiner Kindheit an mir getan, dankbar zu sein. Doch war er auf keine richtige Bahn mehr zu bringen, dabei aber nicht unglücklich, da ihn außer mir auch seine vielen ehemaligen Bekannten und Freunde bereitwilligst unterstützten und er bei einer Pfeife und einem guten Glase Wein seine bessere Vergangenheit leicht vergaß. Auch war sein Tod so sanft und angenehm wie möglich. Er starb zu Köln in einer Neujahrsnacht in seinem 80. Lebensjahr, nachdem er froh und heiter aus einem Weinhaus heimgekehrt war.

Warum ich damals nicht länger in seinem Hause blieb, weiß ich nicht, es kümmerte mich auch in meiner Sorglosigkeit wenig, trotzdem ich aus den wohlgeordneten, ja glänzenden Verhältnissen der Tante Karolinchen zu einer anderen Schwester meiner Mutter kam, Tante Lottchen, einer Wittwe, die in mehr als bescheidenen Verhältnissen zu Düsseldorf lebte und wo ich bittere Erfahrungen jeder Art machen sollte. Obwohl ich erst vierzehn Jahre alt war, wurde ich wei-

ter in keine Schule, sondern nur in den Religionsunterricht geschickt, um zur Konfirmation vorbereitet zu werden, was mir aber außerordentlich angenehm war, denn Düsseldorf bot ja des Interessanten und Amüsanten so viel.

In welchen Verhältnissen ich mich überhaupt in deren Haus befand, wußte ich nicht, habe es auch nie erfahren und obgleich mir mein Vormund, der gestrenge Onkel Röhr, als ich von Eupen nach Düsseldorf versetzt wurde, insofern einige Aufklärungen gab, als er mir sagte, daß durch seine großen Bemühungen und durch die Freundlichkeit einiger Gläubiger meines Vaters etwas allerdings sehr Geringes gerettet worden sei, so setzte er doch gleich hinzu, es reiche dies bei weitem nicht, um mich zu irgendeinem Lebensberuf vorzubereiten und ich habe selbst das Bescheidene, was ich bei meiner Tante Lottchen erhalten, zu mindestens drei Vierteln von ihrer Mildtätigkeit anzunehmen. In diesen Worten lag allerdings der Sinn, daß etwas für mich bezahlt wurde, doch glaube ich selbst, daß es sehr wenig gewesen und nahm deshalb auch dankbar und zufrieden mit dem Allerbescheidensten vorlieb. Ja, ich machte mich in der kleinen Haushaltung so nützlich als möglich, hütete die jüngeren Kinder, ging zum Einkaufen mit auf den Markt, half den Hafer ausmessen, womit die Tante einem kleinen Handel betrieb und besorgte recht gerne andere Aufträge, die darin bestanden, Mehl, Brot und Ähnliches einzukaufen, was vor den Toren der damals noch mit Schlacht- und Mahlsteuer behafteten Stadt Düsseldorf billiger zu bekommen war. Da ich aber nicht wußte, daß man, um nicht mit dem Steuergesetz in Berührung zu kommen, nur eine gewisse kleine Quantität auf einmal einbringen dürfe, ich aber eines Tages im Diensteifer mehr als diese Quantität bei mir hatte und vielleicht zufällig beim Passieren der Zollstelle angehalten wurde, so ward ich entdeckt und man hielt mich als frevelhaften Schmuggler fest. Doch stellte sich heraus, daß der Zollaufseher aus Burtscheid und ein ehemaliger Schüler meines Vaters war, weshalb ich mit der Ermahnung loskam, diesen verbrecherischen Lebenswandel aufzugeben. Ach, ich hatte kaum einen schwachen Begriff von meinem Unrecht, ja vermochte dasselbe nicht als solches aufzufassen, auch reizte mich der Lohn, der, wenn ich glücklich heimkam, in einem Extrabutterbrot bestand, was damals für mich keine Kleinigkeit war. Man sieht übrigens aus diesem Beispiel, wie unschuldig man in der Jugend auf Abwege geraten kann und ich will davon einen noch viel schlagenderen Beweis geben. Ein Schwager meiner Tante besaß ein paar Stunden von Düsseldorf mitten im Wald eine Mühle, wo ich zuweilen für einige Tage auf Besuch hin durfte

und das war für mich ein außerordentliches Vergnügen. Ich da ich stets lustig und guter Dinge war, mochte mich auch dort jedermann gut leiden und ich wurde ebensowohl von der Mutter des Hauses, der alten verwitweten Müllerin, als auch von deren Töchtern – die jüngste war sechzehn Jahre alt – aufs ausgiebigste verhätschelt. Ich bekam ein gutes Zimmer mit vortrefflichem Bett und wenn mir auch in den ersten Nächten das Geklapper der stets laufenden Wassermühle etwas eigentümlich vorkam, so gewöhnte ich mich doch bald so sehr daran, daß ich in der Nacht erwachte, wenn das Räderwerk einmal still gestellt wurde. Unsere Mahlzeiten waren zahlreich und reichlich, ja die alte Nichte und mein junges Cousinchen steckten mir alle möglichen Leckerbissen zu. Mit den Söhnen und Knechten durfte ich aufs Feld fahren, ja zuweilen im Sattel eines der Ackergäule heimkehren. Und dazu kam die herrliche Lage der Mühle auf einer Waldwiese, die ringsum mit prachtvollen Bäumen umgeben war, der murmelnde forellenreiche Bach, der die Räder trieb und aus einem höher gelegenen Weiher kam, wo sich häufig Wildenten sehen ließen. Daß auf diese von meinen Vettern gepircht wurde, fand ich leicht begreiflich und das konnte von einem kleinen Badehäuschen aus geschehen, welches dort im Grünen versteckt war. Weniger harmlos erschienen mir ihre häufigen Jagdpartien, von denen sie meistens mit Beute heimkehrten. Allerdings wurde das vor der Mutter und anfänglich auch vor mir geheimgehalten, doch als ich ein paarmal auf der Mühle gewesen war und sie mich zu dergleichen Heldenstreichen geneigt und geschickt fanden, durfte ich sie, und zwar an einem schönen Sonntagmorgen zum ersten Mal, begleiten. Noch vor Sonnenaufgang zogen wir aus, schlichen durch die Wälder und spähten, wo sich Hasen hinter starken Bäumen zum Schlaf eingetan hatten. Dort gaben wir, die vorausgingen, den nachfolgenden irgendein Zeichen, worauf denn der arme Lampe im Lager erlegt wurde und es alsdann im schnellsten Lauf nach einem andern Revier des Waldes ging. Die Gewehre, welche meine Vettern führten, waren zum Auseinandernehmen und während Schaft und Schloß vielleicht im Besitz des einen war oder sich in einem hohlen Baum verborgen befand, diente der Lauf, mit Knopf und Zwinge versehen, als harmloser Spazierstock. Das weite Jagdrevier gehörte einem Grafen H., und wenn wir damals einmal erwischt worden wären, so würde ich vielleicht nicht so glimpflich wie bei der unschuldigen Schmutzgelei davon gekommen sein, sondern wahrscheinlich als jugendlicher Wilddieb meine Laufbahn begonnen haben.

Etwas von dieser Waldidylle, in der ich mich so unbeschreiblich glücklich befand, habe ich später in meinem Buch „Handel und Wandel“ benutzt und wer es dort durchliest, mag mir glauben, daß es vielmehr Wahrheit als Dichtung enthält.

Aber nur allzubald gingen diese glanzvollen Tage meiner Jugend vorüber. Mit der Kunst hatte ich schon längst gebrochen, aber nicht ohne ein Meisterwerk angefertigt zu haben, welches das unbändigste Vergnügen aller erregte, die es sahen. Mein eigenes Porträt nämlich, im Spiegel gemalt, an welchem das Merkwürdige und wirklich Bewundernswerte war, daß das grünlich blasse Gesicht mit dem melancholischen Ausdruck, den ich wahrscheinlich nur im Eifer des Schaffens angenommen, mir wirklich etwas ähnlich sah. Den oben erwähnten Teint anbelangend, so kann ich ihn für jene Zeit nicht ableugnen. Ich war mager, bleich und hohläugig, sodaß meine Großmutter, die verwitwete Frau Pfarrerin Röhr, damals schon eine Frau hoch in den Siebzigen, die ihre kleine Pension bei der Tochter verzehrte, vielleicht auch dieser damit aushalf, von mir kopfschüttelnd und in salbungsvollem Ton zu sagen pflegte: „Du bist eben vollständig aus der Art geschlagen.“ Die alte Frau liebte es, spruchweise, meistens mit Anklängen aus der Bibel zu reden, wobei sie den Finger an die Nase legte, mich mit ihren großen, etwas starr gewordenen Augen betrachtete und etwa im Predigerton sagen konnte: „Es steht allerdings in der Schrift geschrieben: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Aber du machst eine unrühmliche Ausnahme davon; denn deine Mutter, meine Tochter Luise, Gott habe sie selig, war eine schöne und stattliche Frau. Du dagegen hast einen wahren Schattenkopf.“

Häufig sagte sie mir auch, „Deine Rede sei 'ja, ja! nein, nein!' und was darüber ist, ist von Übel,“ oder „Jung', Jung', beachte vor allen Dingen Römer dreizehn, Vers sieben: 'Ehre wem Ehre gebührt!' Denn damit kannst du durch die Welt kommen,“ und ich muß hier gestehen, daß ich mich bei der Verfolgung dieses Rates der guten, alten gestrengen Frau stets recht wohl befunden habe. Auch habe ich ihrer dankbarst in „Handel und Wandel“ gedacht und sie geschildert, wie sie auf ihrem rotkarierten Ruhekkissen saß und aus einer kleinen goldenen Dose schnupfte, dem kostbarsten Erbstück ihres verstorbenen Ehemann.

Meine Zeit wurde jetzt sehr in Anspruch genommen durch das Erlernen der Konfirmationsaufgaben, von deren mindestens hundert Fragen bei der öffentlichen Prüfung in der Kirche eine oder zwei – welche, wußte man begreiflicher-

weise nicht – korrekt beantwortet werden mußten. Auch erhielt ich verschiedene Briefe von meinem Onkel, die nichts weniger als freundschaftlich für mich lauteten: er habe erfahren, daß ich meine Zeit mit allerlei unnützen Dingen zersplittere – als wenn ich irgend etwas Nützliches zu tun gehabt hätte – daß ich mich mit den Malern abgebe, gewiß ohne von ihnen etwas Gutes zu lernen, daß ich mich stundenlang auf den Exerzierplätzen umhertreibe und, so leichtsinnig das auch sei, könne es ihm doch als Fingerzeig des Schicksals dienen, denn von mir würde es wahrscheinlich doch am Ende wie von so vielen andern unnützen Subjekten heißen: „Wer nicht dem Wort seiner Eltern und Lehrer folgen will, der muß dem Kalbfell folgen.“ Doch wolle er es dem Andenken meiner Mutter, seiner Schwester zu lieb, es doch vorher noch auf andere Art versuchen und er habe mir deshalb nach unendlicher Mühe eine Stelle als Lehrling in einem Modewarengeschäft zu Elberfeld vermittelt, wo ich fünf Jahre unentgeltlich dienen, dafür aber Kost und Logis im Hause erhalten solle.

So wenig erfreulich für mich diese Aussichten waren – denn einmal fühlte ich für den ganzen Handelsstand keine große Neigung, am wenigsten aber für jenen Zweig desselben, in welchem man mit Elle und Schere hinter dem Ladentisch stehen muß – so hatten sich doch die an sich schon trüben Verhältnisse im Hause meiner Tante so unangenehm gestaltet, daß mir jede Art von Veränderung willkommen sein mußte. Obgleich schon in reiferem Alter stehend und seit vielen Jahren Witwe, hatte sie doch den unbegreiflichen Bewerbungen eines weit jüngeren, allerdings hübschen Mannes nicht widerstehen können und heiratete ihn auch, entgegen dem Rat und gegen die Bitten ihrer und seiner Mutter.

Mir und gewiß jedermann war das förmlich unerklärlich, wenn man die ältere, verlebte Frau neben dem jungen, frisch aussehenden Mann sah! Dabei hatte er etwas gelernt, war Kaufmann, allerdings ohne Geschäft, schrieb eine schöne Handschrift, seine Mutter hatte sogar einiges Vermögen, und so wurden die großartigsten Pläne gemacht, die allerdings an einer anfänglich sogfältig verdeckten Klippe scheiterten. Mein neuer Verwandter war nämlich einer der furchtbarsten Gewohnheitssäufer, die mir je vorgekommen sind. Welche entsetzlichen Szenen mußte ich da erleben! Wie alle durch Trunk geschwächten Menschen konnte er nicht viel ertragen, trank aber, was er nur bekommen konnte, Wein, Bier, Schnaps, alles durcheinander und nie werde ich die Verzweiflung seiner Frau vergessen, als ihr diese unheilbare Leidenschaft in einem ekelhaften Augenblick vollständig klar wurde. So kam unter Not und allerlei Kümmernis-

sen – auch wegen Beschaffung meiner feierlichen Kleidung, die endlich aus einem aufbewahrten schwarzen Anzug meines armen Vaters hergestellt wurde – der Tag meiner Konfirmation heran, bei welcher ich ganz leidlich bestand und worauf ich alsdann, in die christliche Gemeinde aufgenommen, meinen Weg durch das Leben ganz allein beginnen sollte. Ganz allein – ohne von irgendjemand in die neue Laufbahn eingeführt und meinem Prinzipal vorgestellt zu werden; ohne genügende Ausrüstung von Kleidern und Wäsche, ja, wie ich mir selber gestehen mußte, auch ohne die nötigen Vorkenntnisse, um etwas Tüchtiges leisten zu können. Und doch freute ich mich ganz unsäglich auf den Tag meiner Erlösung aus dem Hauswesen meiner neu verheirateten Tante, obgleich dieses Hauswesen durch die Zuschüsse meiner Großmutter und der Mutter des jungen Ehemanns einen etwas besseren Anstrich bekam. Er hatte ein Geschäft gegründet, eine Essigfabrik, von welcher man sich alles Mögliche versprach und deren Ertrag auch zu einem behaglichen Unterhalt ausreichend gewesen wäre, wenn er nicht neben den großen Fässern, worin er seinen Essig bereitete, gewisse kleine Fäßchen mit Wein und Spirituosen allzu häufig und ungemischt für sich selbst in Anspruch genommen hätte.

Da traf mich ganz unerwartet, es war im Herbst, der harte Schlag, daß von meinem Prinzipal in Elberfeld die Nachricht einlief, mein Eintritt in sein Geschäft könne erst im nächsten Frühjahr stattfinden. Ich war niedergeschlagen, ja der Verzweiflung nahe, denn trotz allem hatte ich mich in jugendlichem Leichtsinne schon den glänzendsten Hoffnungen hingegeben. Meine Phantasie, stets bereit, Luftschlösser zu bauen, versprach mir schon das Los des bekannten Dick Whittington, der, ein elternloser Knabe, unter gleich ärmlichen Verhältnissen, eine kleine Katze im Arm, seine Geburtsstadt London verließ, von dem Läuten der Glocken von Highgate begleitet, die in ihren Klängen deutlich zu ihm sprachen: „Zurückkehren wirst du und Lord Mayor werden,“ – die höchste städtische Würde – die er auch in der Tat errang.

Und dazu das Gefühl, meinen Verwandten eine Last zu sein! – Weshalb ich denn auch mit Begierde die mir dargebotene Gelegenheit ergriff, um mich in dem neuen Geschäft meines Verwandten nützlich zu machen, wo sich mir in den allerdings einfachen Büchern und der noch einfacheren Korrespondenz zugleich ein Blick in kaufmännisches Wesen eröffnete. So nahm ich denn das in kurzem wohlgenut und heiter hin, ja ergriff den Vorschlag, für das Geschäft im Umkreis von Düsseldorf kleine Fußreisen zu machen. In meinem Konfirmationsanzug

sah ich sehr anständig aus und so ging ich denn eines Tages, die Essigmuster in kleinen Fläschchen bei mir tragend, auf die benachbarten Dörfer und stellte mich in den dortigen Spezereiläden als Reisenden des Hauses Rötger-Wille vor. Sei es aber nun, daß die Fabrikate weder gut noch preiswürdig waren, oder daß ich nicht die nötige Überredungskunst besaß – kurz, ich machte schlechte Geschäfte, und da ich daraus zu entnehmen glaubte, daß ich überhaupt zum Kaufmannsstand keine Talente besitze, so fühlte ich mich in meiner trostlosen Lage unglücklicher als je.

Doch ging auch diese harte Zeit vorüber und als ich endlich im nächsten Frühling Düsseldorf verließ, meine Siebensachen in eine kleines Bündel geschnürt, einen halben Taler in der Tasche, um den grünen Bergen zuzuwandern, hinter denen Elberfeld liegt, löste es sich von meinem Herzen wie ein beengender Reif, und mit der Lerche, welche trillernd den dampfenden Ackerfurchen entstieg, jubelte ich froh und glücklich auf.

Halbwegs in dem kleinen Städtchen Mettmann ließ ich mir für ein drittel meiner Barschaft Kaffee, Brot und Butter geben und ein süßeres Gefühl, wie ich hier empfunden, hungrig, durstig und ermüdet, als ich in der duftigen Fliederlaube – zum ersten Mal mein eigener Herr – saß, habe ich in meinem späteren Leben selten wieder gehabt. Dann ging es mit frischen Kräften nach Elberfeld, in die Schwanenstraße zu Karl Johann Sasse, wo ich freundlich und wohlwollend aufgenommen wurde. Der Prinzipal, ein schon älterer, etwas verdrießlich aussehender Mann, was er aber eigentlich nicht war, trug die Brille auf der alleräußersten Nasenspitze und meinte, mich über die Gläser hinaus betrachtend, er hätte mich stärker und größer geglaubt, wogegen seine ziemlich starke Frau einwarf: 'Das würde ja mit jedem Tage besser werden und die Hauptsache sei, daß ich mich treu, fleißig und willig finden lasse.'

Der älteste Sohn, lang, hager mit eingefallenen Wangen, führte das Geschäft. Dann war eine Tochter da von über zwanzig Jahren, ein zweiter erwachsener Sohn, der kränklich war, oder es wenigstens sein wollte und deshalb von der Mutter aufs äußerste verzärtelt wurde, und endlich der Jüngste, heiter und aufgeweckt, der gerade im Begriff war, nach Lyon zu gehen, um dort die Seidenfabrikation zu erlernen. Später wurde ich im Laden dem Buchhalter, Herrn Teufel, sowie der Gehilfin, einer hübschen dicken Holländerin, vorgestellt.

Das Haus des Prinzipals war streng katholisch und der älteste Sohn trieb seine Andachtsübungen oft so weit, daß er mitten in seinem Zimmer niederknie-

te, um mit aufgehobenen Händen zu beten. Daß ich der evangelischen Kirche angehörte, hatte übrigens durchaus nichts zu sagen und ich wußte mich auch keiner einzigen Gelegenheit, ja nur eines Wortes zu erinnern, das mich in dieser Beziehung beunruhigt hätte.

Überhaupt war die Familie im höchsten Grade anständig, verfuhr in jeder Beziehung nach den solidesten Grundsätzen und war deshalb auch in der Stadt hoch geachtet. Auch kam man mir anfänglich freundlich und wohlwollend entgegen, und wenn ich an einer Änderung dieses Verhältnisses nicht ganz schuldlos war, so lag doch der Hauptgrund darin, daß ich mich für den Handelsstand überhaupt, namentlich aber für das Detailgeschäft durchaus nicht zu interessieren vermochte und daß es mir an den nötigen Mitteln gebrach, im Äußeren so aufzutreten, wie es ein anständiges Haus von seinem Lehrling verlangen konnte.

Es war ein klarer Frühlingstag, als ich nach meinem eigentlich ersten freien und ungehinderten Spaziergang durch ein Stück der weiten Welt in das Geschäft eintrat. Von grünen Bäumen und Wiesen, Blumen und Blüten – alles das umspielt von glänzenden Sonnenstrahlen – wurde ich in den düsteren Hof des Hauses versetzt, wo ich über den Hintermauern der benachbarten Häuser nur ein dürftiges Stückchen blauen Himmels sah.

Es wurde gerade die jährliche Bilanz angefertigt, jedes Stück Seide, Merino, Kattun, jede Rolle Band nachgemessen, um so die Aktiva der Handlung feststellen zu können, und da jeder dabei beschäftigt war, so mußte auch ich mithelfen, indem ich im Hof Merino ausklopfte und dabei die ersten Handgriffe des Aufwickelns lernte. Später wurden mir die Lampen des Ladens zum Reinigen übergeben und da ich mich dabei nicht ungeschickt anstellte, auch das Schließen des Ladens leicht begriff, so meinte der älteste Sohn, der zugleich Prokurist war, als wir bei dem gemeinschaftlichen Nachtessen saßen: 'Wenn es so fortginge, würden wir wohl in gutem Frieden miteinander auskommen.'

Was ich in den nächsten Wochen und Monaten von kaufmännischem Wesen und Treiben sah und lernen sollte, bestand allerdings in den Anfangsgründen und wurde von mir leicht erfaßt, war aber im Grunde ganz prosaischer Art und völlig interesselos für mich: am frühen Morgen das Öffnen des Ladens, dann beim Dekorieren der Ladenfenster durch alle möglichen Warengattungen als Handlanger dienen, später nachsehen, ob die Stücke in den Fächern und Kästen hübsch geordnet waren, dann Briefe kopieren, die geschriebenen zur Post bringen und dort die für das Haus eingelaufenen abholen. Das und Waren-

pakete austragen waren für mich die Glanzpunkte des Tages. Es gewährte mir ein außerordentliches Vergnügen, im Posthof den ankommenden Eilwagen zuzuschauen oder das Abschiednehmen der Passagiere zu betrachten, wobei dann ein Hauptgrund meines Interesses in der Sehnsucht lag, auch eines Tages dort zu einer weiten, weiten Reise ins Coupé steigen zu dürfen. Wie beneidete ich die Reisenden, die, sobald der Postillon geblasen, sich behaglich rauchend in ihre Ecke lehnten und von dem lustig trabenden Viergespann in die weite Welt hinausgezogen wurden.

Bei diesen Betrachtungen verspätete ich mich allerdings zuweilen und wenn Herr Karl, der älteste Sohn, dadurch auf seine Briefschaften warten mußte, so zog er wohl seine Augenbrauen hoch empor und meinte: das möchte nicht so bald wieder vorkommen. Zu Hause wurden Musterkarten aufgeklebt, wobei ich stets des Winkes der Ladengehilfin gewärtig sein mußte, um vermittle der Leiter schwere Warenpakete herabzulangen und ich durfte dann bescheiden in einer Ecke stehen bleiben, um zu erlernen, wie man mit den Kunden überhaupt umzugehen habe. Doch hatte ich dazu nun einmal kein Geschick und mußte dem Buchhalter, Herrn Teufel, Recht geben, wenn er sagte: „Ich sei für die Kunden, was die Vogelscheuche für die Spatzen.“ Überhaupt war ich dem Herrn Teufel speziell zur kaufmännischen Erziehung übergeben worden und ich kann nicht sagen, daß er mich allzu streng, schroff und ohne Nachsicht behandelt hätte. Im Anfang ging bei mir alles leidlich gut. Ich war flink bei der Hand, wenn es auswärts Aufträge zu besorgen gab und betrachtete es dabei als das höchste Glück, wenn mich diese Aufträge weit auf benachbarte Dörfer hinausführten und ich dazu die nötigen Stunden Zeit, sowie einige Groschen erhielt, um mir dafür eine Erfrischung kaufen zu können.

Neben dem Manufaktur- und Modewarengeschäft betrieb die Firma L. J. Sasse eine Seidenfabrik, allerdings in nur sehr kleinen Verhältnissen, zu der auch ich zugelassen wurde, um hilfreiche Hand zu leisten, wenn auf der Wiegekammer den Webern Kette und Einschlag zugewogen oder die fertigen Seidenstücke vermittle dünner Eisenschienen ins Stab- oder Metermaß gelegt wurden. Für alles das war ich sehr anstellig und gut zu brauchen, benahm mich auch dabei so fleißig und ordentlich als möglich, nur um dem Laden fern bleiben zu dürfen, wo die Beschäftigung mit Elle und Schere, sowie das ewige Aufräumen der durcheinander geworfenen und zerrissenen Warenstücke doch wahrlich keine Beschäftigung für einen jungen Mann war, welcher wie ich, schon mit

Künstlern und Militär Umgang gepflogen, auf die Jagd gegangen war und vier-spännige Heuwagen höchstselbst nach Hause kutschiert hatte.

Auch liebte ich die Wiegekammer, weil sie mir Gelegenheit zu den oben erwähnten Exkursionen gab, denn diese galten meistens saumseligen Webern, um sie zur rascheren Lieferung anzutreiben und ich war unbeschreiblich glücklich, wenn ich alsdann die Stadt hinter mir hatte und oft im Winter bei tiefem Schnee über die Berge schritt. Wie konnte ich da lange Zeit zuschauend an einem halbgefrorenen Bach stehenbleiben, die mit Schnee bedeckten Moose und kleinen Sträucher betrachten, wie sie unter der weichen, weißen Decke so ganz eigentümliche Formen annahmen! Dabei beschäftigten mich stets die Märchen, die ich gelesen und ich konnte mir einbilden, wenn ich jene Waldhalde hinaufschritt, plötzlich vor dem wunderbarsten Feenschloß zu stehen. Obgleich damals schon etwa fünfzehn Jahre alt, war ich doch noch kindisch genug, um mich bei diesen Ausflügen, sobald ich mich gänzlich allein sah, eines langen Stockes als Steckenpferd zu bedienen, welches unterschiedliche phantastische Namen bekam, bald ein Araber, bald ein Andalusier war und mir freundlich zum Ritt in ein fabelhaftes Land diente.

Auch auf dem Warenmagazin, einem großen Gelaß im Hinterhaus, machte ich mir gern zu schaffen, räumte auf, klopfte alte Stücke aus und ordnete mit Vorliebe Ladenhüter der ältesten Art. Was war auch hier für seltsames Zeug beieinander! Bunte Waren und allerlei Dinge, die von fremden Nationen in weit entfernten Ländern erzählten. Teppichreste aus Smyrna, Muster von schwarzen Tuchstoffen aus Flandern, oder von schönem, scherem Atlas aus Genua, große Stangen echten Fischbeins – damals kannte man das Surrogat aus Büffelhorn noch nicht – verblichene Straußenfedern, Schachteln voll jener phantastischen Blumen aus farbiger Leinwand, Federn und Klappergold gemacht, die, wie ich öfter in Aachen gesehen, von den Bauern bei Bittgängen und Prozessionen getragen wurden. Und bei diesen Dingen aller Art dienten die Etiketten, die daran hingen, zur Erklärung sowie zur Steigerung meiner Phantasie. Hier waren Schiffe mit vollen Segeln, welche gerade in der Bucht eines fernen Weltteils anlegten. Die Matrosen schwenkten ihre Hüte und schlanke Palmen und Brotfrucht bäume nickten über den Uferrand. Du lieber Gott, wer das einmal in Wirklichkeit ansehen könnte! Wie beneidete ich den Schiffsjungen, der auf dem Verdeck stand und das Maul vor Erstaunen aufriß. Kamelhaarene Zeuge zeigten lange Karawannenzüge, die durch ein unendliches Sandmeer zogen. Ach, und dabei erinnerte

ich mich jener angenehmen Stunden des Müßiggangs, wo ich dem Kamelführer mit seinem Tier durch alle Straßen gefolgt, den kleinen rot angezogenen Affen bewundert und mich nach dem Land gesehnt, wo diese Tiere wild umherschriegen.

Bald aber kam Herr Karl hinter meine Schliche, daß ich auf dem Warenmagazin nichts anderes tat, als träumend alle die Herrlichkeiten zu betrachten und unter abermaligem höheren Aufziehen seiner tiefschwarzen Augenbrauen wünschte er, mich nicht wieder so untätig zu finden.

Bisher aber war alles noch ziemlich leidlich gegangen, ja man hatte angefangen, mich Rechnungen aus der Kladde in das große Ladenbuch eintragen zu lassen, auch hatte ich mich schon an Korrespondenzen versucht und dem Herrn Müller oder Meyer anzeigen dürfen, daß seine Einsendung von hundert und einigen Talern gleichlautend bei uns gebucht worden und wir mit hochachtungsvollem Gruß seine ganz ergebensten per Karl Johann Sasse & Sohn verblieben. Doch konnten dergleichen Briefe vorläufig noch nicht abgeschickt werden, da Herr Karl meine Handschrift mit bedeutendem Kopfschütteln noch für allzu schülerhaft erklärte. Was meine Übertragungen ins Ladenbuch betraf, so zeigten sich dabei einige unangenehme Differenzen, da ich hier einem Schuldner zuviel aufgebürdet, dort einen andern garnicht erwähnt hatte. Dies gab zum ersten Mal Veranlassung zu ziemlich ernsten Erörterungen zwischen dem Herrn Karl und mir, wobei er schließlich meinte, daß das nicht so fortgehen könne und er, wenn seine Ermahnungen nichts fruchteten, meinen gestrengen Vormund und Oheim ersuchen müßte, mir einmal ernstlich das Gewissen zu schärfen.

Auch bei der Prinzipalin hatte ich es bei verschiedenen Gelegenheiten tüchtig verschüttet. Die alte Dame hielt die Ladenschlüssel in Gewahrsam und mir wurden dieselben morgens früh durch die Schlafzimmertür gereicht, wobei sie aber, als im ausgesprochensten Negligé, begreiflicherweise nicht gesehen sein wollte. Als ich eines Tages unten vergaß, ihr, wie gebräuchlich 'Guten Morgen' zu wünschen und sie mich darüber zur Rede stellte, so erwiderte ich gedankenlos: „O ich habe Sie ja heute Morgen schon gesehen.“ Dann klagte sie häufig über Magendrücken und trank dagegen eine braunaussehende Flüssigkeit aus einer nicht ganz medizinglasartig aussehenden Flasche, wobei ich ihr, zufällig vorbeikommend, ohne alles Arg guten Appetit wünschte. Mit dem Prinzipal selbst kam ich am besten aus, weil er sich um das Geschäft eigentlich garnicht kümmerte und mir nur Aufträge gab, wenn ich privat für ihn etwas zu holen hatte, was ich denn auch jedesmal äußerst rasch und pünktlich besorgte.

Im zweiten Jahr meiner Lehrzeit trat ein anderer junger Mensch unter wesentlich günstigeren Verhältnissen als ich ins Geschäft, er hieß Weidemann, war älter, der Sohn vermögender Eltern aus Neuwied, die für ihn Kost und Logis zahlten, weshalb er auch nicht wie ich fünf, sondern nur drei Jahre zu dienen hatte. Auch waren seine Vorkenntnisse besser als die meinigen, er schrieb eine gute Handschrift und da er Neigung zum Kaufmannsstand hatte, auch pünktlicher und fleißiger war als ich, so hatte er mich bald überflügelt und dadurch meine Stellung unangenehmer gemacht. Doch lag es nicht in seiner Absicht, mich zurückzusetzen, vielmehr war er ein guter Kamerad, der mich schonend auf meine Fehler aufmerksam machte, auch häufig dieselben zudecken half. Da er sich hauptsächlich dem Ladengeschäft widmete – er wollte später ein ähnliches gründen –, während ich nach wie vor mehr die auswärtigen Aufträge besorgte, so hätte ich immerhin neben ihm bestehen können, wenn es ihm seine Vermögensverhältnisse nicht gestattet hätten, in allem, auch was seinen Anzug betraf, so äußerst vorteilhaft gegen mich hervorzutreten. Als höchsten Staat trug ich noch immer meinen Konfirmationsrock und wenn ich denselben auch durch alle möglichen Kunstmittel – auffärben mit Tinte an gar zu abgeschabten Stellen oder Umwechsellern der Knöpfe, indem ich die defekten an minder hervorragende Stellen setzte – ziemlich anständig erhielt, so war es dagegen mit meiner Wäsche äußerst schlecht bestellt und ich mußte, da es mir auch am Geld fehlte, sehr oft die damals noch gebräuchlichen Vorhemdchen selbst waschen, stärken und bügeln. Neben meinen schwarzen Beinkleidern hatte ich nur noch ein einziges anderes Paar von hellem Baumwollstoff, dem ich gleichfalls eigenhändig oftmals die nötige Auffrischung zu geben versuchte. Ich erinnere mich wohl, dasselbe öfters noch recht feucht angezogen zu haben, um das andere zu schonen, wobei es sich an einem recht kalten Morgen, spät im Oktober, ereignete, daß, als ich die Briefe auf der Post holte, ein junges, sehr wohl angezogenes Herrchen achselzuckend zu einem andern sagte: „Der da muß innerlich gut eingeeizt haben!“

Wenn es nicht das glückliche Vorrecht der Jugend überhaupt und manches Charakters insbesondere wäre, sich über derartiges leicht hinwegzusetzen, so hätte ich sehr unglücklich sein müssen; besonders da man auch im Haus des Prinzipals anfang, meine gar vernachlässigte Toilette achselzuckend zu betrachten, und ich glaube auch, daß Herr Karl meinem Oheim darüber schrieb. Doch habe ich dessen Antwort nie erfahren, da ein anderes, an sich noch viel unan-

genehmeres Ereignis dagegen so freundlich war, mich für den Augenblick aus den damaligen mißlichen Verhältnissen herauszureißen.

Ich erkrankte nämlich und zwar an einem Hautausschlag, den der Arzt des Hauses nach damaligen Begriffen für ansteckend und nur durch eine Kur heilbar erklärte, die im Hause selbst nicht vorgenommen werden könnte, weshalb mir im bürgerlichen Spital ein Zimmer gemietet und ich dorthin geschickt wurde. Mit recht schwerem Herzen trat ich diesen Gang an, ja ich erinnere mich, daß ich auf der Straße meine Lippen fest zusammenbiß, um nicht durch lautes Schluchzen Aufsehen zu erregen, fand aber recht bald meinen Gleichmut wieder, besonders, nachdem ich in das Krankenhaus, das ich mir trüb und abscheulich vorgestellt, eingetreten und dort wohlwollend aufgenommen worden war. Es war ein großes und neues Gebäude mit langen Korridoren und weiten Zimmern. In dem, wohin ich gebracht wurde, herrschte eine behagliche Ofenwärme, die wir in unserem unheizbaren Schlafzimmer häufig vermißt hatten. In jeder Ecke stand ein leeres Bett, von denen ich mir eines aussuchen durfte. Überhaupt blieb ich der einzige Bewohner der Stube, da es in dem neuerbauten Haus noch wenige Kranke gab. Von meinem Fenster sah ich auf die umliegenden Höhen, deren Wälder am Tag meiner Ankunft im Spital unter Sonnenschein im farbigen Herbstschmuck glänzten. Unten zog die hier schon durch die vielen Färbereien getrübe Wupper vorüber und das schmutzige Wasser sah am andern Tag durch dichte Nebel und Regen so trübselig zu mir herauf, daß mich eine tiefe Traurigkeit hätte ergreifen müssen, wenn nicht eine plötzliche Erleuchtung, von meinem Innern ausgehend, das stille, jetzt im trüben Licht eines Regentages so melancholisch erscheinende Krankenhaus zu einem glänzenden Wunderpalast umgewandelt hätte.

Ich saß mit zusammengefalteten Händen auf meinem Bett und schaute recht betrübt auf die grauen Kalkwände des weiten und öden Gemachs. Da kam mir auf einmal die Idee: Warum soll ich mir das, und sei es auch nur zu meiner Unterhaltung, nicht anders vorstellen und in meiner Phantasie so umformen können, daß ein Gemach daraus entstünde, wie solche, von denen ich schon in Märchenbüchern gesehen. Die Wände farbenprächtig, die Decke vergoldet, statt des kleinen Fensters ein solches mit hohen Bogen und vor demselben Palmen und andere fremdartige Bäume im Winde rauschend. – Und diese Verwandlung vollzog sich rasch, leicht und vollständig, ja, ich vermochte es, das Gemach mit Bewohnern zu bevölkern, mit einem alten Muselmanne, der einen langen

schneeweißen Bart hatte und über allerlei Schuldige und Unschuldige zu Gericht saß, die beste Art, zuletzt auch mich selbstredend einzuführen, denn nachdem alles mögliche Volk, Kameltreiber und Wasserträger, Melonenverkäufer und entlaufene Sklaven abgeurteilt waren, winkte mir der ehrwürdige Muselman vorzutreten und mich zu entschuldigen, daß ich in den Garten des Emir So und So eingestiegen sei und Pfirsiche genascht habe. – „Kannst du das leugnen?“ – „Nein, erhabener Richter, aber die Not trieb mich dazu, denn es hungernte mich.“ – „Wie kommst du überhaupt in dieser fremdländischen Kleidung zu uns? Erzähle mir deine Geschichte.“ – Und dann begann ich von meiner Kindheit zu sprechen, von dem, was ich alles schon erlebt und erlitten, wie ich den Mut gefaßt, fremde Länder aufzusuchen, mich einer Karavane angeschlossen, die von Räubern überfallen worden war, vor denen ich mich durch die Flucht gerettet, weiter und immer weiter gelaufen sei, bis ich endlich hungrig und durstig Pfirsiche im Garten des stolzen Emirs geraubt.

Dann gähnte der ehrwürdige Richter. Alle, die im Saal waren, sahen sich an und gähnten gleichfalls und verschwanden zu gleicher Zeit. Meine Phantasien lösten sich in bunte glänzende Linien auf und von allem blieb nichts übrig als die trübe Wirklichkeit, das graue Gemach mit dem kahlen Fenster, von dem ein melancholischer Landregen herabtröpfelte. Trotz alledem aber fühlte ich mich tief bewegt und hoch erfreut. Denn ich brauchte ja nur das niederzuschreiben, was ich mir eben selbst erzählt, was ich vor mir gesehen, was ich gedichtet, um künftig in der allerschönsten und allervornehmsten Gesellschaft leben zu können und all das Unangenehme zu vergessen, das mich hierher gebracht, um selbst hinter Mauern, doch frei in der Welt umherschweifen zu können. Ich hatte ein Schreibheft mitgebracht, worin ich Konzepte von Handlungsbriefen an eingebildete Firmen zur Übung schrieb. Es enthielt grobes, ziemlich graues Papier und dahinein beschloß ich mein erstes jedenfalls unsterbliches Werk niederzuschreiben.

Der Abend des langweiligen Regentages war bereits hereingebrochen, man hatte mir ein trübe brennendes Licht gebracht, das, nicht imstande mein Zimmer zu erhellen, nur dazu diente, die in den Ecken lauende Finsternis zu zeigen. Zum Regen, der draußen immerfort niederrauschte, hatte sich ein sturmartiger Wind gesellt, kurz, es war eine ungemütliche Nacht, wenig geeignet, um die Phantasie für schlanke Palmen, sanft plätschernde Brunnen und goldenen Sonnenschein zu begeistern. Weit eher gelang es, sich in ein altes Ritterschloß zu

versetzen, wo die bangharrende Hausfrau auf das Toben des Forstes lauscht, den ihr treuer Gemahl durchreitet, zur selbigen Stunde nach Hause eilend. –

Mein eigener Zustand im Krankenhaus war indessen zu prosaisch, um darüber zu schreiben. So verwandelte ich also dasselbe in ein altes Kloster, wo der Held der Geschichte zu Gast war. Wo er, abends ankommend, in ein gleich ödes Gemach wie das meinige gebracht wurde und dort eine der furchtbarsten Gespenstergeschichten erlebte, die je eine Haut gruselig und Haare sträuben gemacht haben. Und daran schrieb ich eifrig Tag um Tag. Den Gang dieser Geschichte habe ich allerdings vergessen, flocht aber, soviel ich mich erinnere, auch eine Liebesgeschichte ein, deren Gegenstand die Tochter des Kastellans war, und da Kastellanstöchter meistens geliebt und entführt werden, so geschah das auch hier, wobei indessen ein äußerst kunstvoll gearbeitetes Gitter insofern eine Vermittlungsrolle spielte, als es sich nicht öffnen ließ, wodurch er diesseits, sie jenseits – das heißt des Gitters – abgefaßt worden wären, wenn nicht das gütige Hausgespenst, zur rechten Zeit erscheinend, die Verfolger in die Flucht gejagt hätte.

Kurz, es muß eine ganz gräuliche Geschichte gewesen sein und dabei recht lang. Denn als das graue Schreibheft zu Ende war, erhielt ich durch die Güte des Krankenwärters eine ziemliche Anzahl bläulicher Bogen, die gleichfalls nicht ausreichten, sodaß das große Werk auf Blättern von rötlicher Farbe zu Ende gebracht wurde. Ich muß dieser verschiedene Papiersorten ausdrücklich erwähnen, da die Bezeichnung derselben das Einzige war, was von meinem Erstlingswerk in die Öffentlichkeit kam.

Ich hatte vier Wochen zur Vollendung desselben, sowie zu meiner Kur gebraucht und betrat, mein Manuskript anbelangend, das Haus meines Prinzipals mit großen Hoffnungen, nicht als ob ich beabsichtigt hätte, dasselbe dem Herrn Karl vorzulesen, sondern ich baute die fabelhaftesten Luftschlösser in der Hoffnung, gedruckt zu werden und durch die Vortrefflichkeit meines Werks vielleicht einen Wohltäter zu finden, der sich meiner annähme, der eines Tages im Laden erscheinen würde, um mich zu einer glänzenden Zukunft mit sich fort zu nehmen. Von Honorar hatte ich natürlicherweise noch gar keine Ahnung und wenn auch der große Wohltäter nicht kam, so zitterte ich doch schon vor Freuden bei dem Gedanken, den Anfang meiner Novelle: „Es war an einem trüben Novembertage“ im Elberfelder Anzeiger gedruckt zu sehen. Es war dies ein Blatt, von einem Postsekretär mit dem wunderlichen namen Krackrügge redi-

giert, was er indessen nicht ohne Geschick tat und wofür er Belesenheit genug hatte, um jeder Nummer, ich glaube, das Blatt erschien zweimal wöchentlich, irgend ein Zitat aus deutschen Dichtern vorzusetzen.

Daß ich mein Manuskript in großer Bewegung verpackte und versiegelte – es mußte dies ja alles heimlich geschehen – wird man mir aufs Wort glauben, ebenso, daß ich lange mit mir zu Rate ging, um es so unerkant als möglich dem Redakteur zu übermitteln und ich besorgte endlich dies Letztere, indem ich es: „An den Postsekretär Krackrügge“ überschrieben in den Briefschalter steckte. Von Furcht und Hoffnung hin- und hergetrieben, nahm ich zagend jede neue Nummer in die Hand, um zitternd zu der Stelle zu gelangen, wo die schöne Literatur anfang. Ich glaube, wenn ich vor den Augen meines Prinzipals zum ersten Mal den Anfang meiner Novelle erblickt hätte, die Kniee wären mir zusammengeknickt. Hatte ich doch eine Ahnung, als wisse er um meinen schriftstellerischen Versuch und daher komme sein auffallend ernstes, ja unfreundliches Wesen. Daß ich in der letzten Zeit hauptsächlich durch den eben geschilderten Zustand ängstlicher Erwartung seinem Unmut durch Unaufmerksamkeiten aller Art genügende Ursache gab, fiel mir nicht ein und selbst als der Buchhalter Teufel eines Tages, wie er sagte, freundschaftliche Veranlassung nahm, mir ins Gewissen zu reden und seine Überzeugung aussprach, daß der Prinzipal meinen gänzlichen Mangel an Fleiß und Ordnung, auch meine Schlamperei im Anzug nicht lange mehr so hinnehmen würde, vermochte mir nicht die Augen zu öffnen. Hatte ich doch nur eine Erwartung, eine Hoffnung und ein Bestreben, nämlich die Nummer des Anzeigers sobald als möglich zu erhalten. Endlich, ich werde den Augenblick nie vergessen, kam – nicht meine Novelle, sondern unter dem Breifkasten, den ich gleichfalls gierig durchstöberte – die Anfrage: „Herr Einsender des dreifarbigten Manuskripts, Ihr Name, Stand und Wohnort?“ Also war es wenigstens in die Hände der Redaktion gelangt, also hatte man es des Durchlesens wert gefunden, konnte es aber nicht aufnehmen, bis sich dem Herkommen gemäß der anonyme Verfasser genannt.

Darin lag nun für mich allerdings eine Schwierigkeit, denn nannte ich meinen Namen und daß ich Lehrling im Modewarengeschäft von Karl Johann Sasse sei, so konnte das zu Erörterungen und Nachforschungen führen, die mich auch dem Prinzipal verrieten. Deshalb bat ich in einem anonymen Schreiben, mir durch den Briefkasten eine Audienz bewilligen zu wollen, um jede gewünschte Auskunft geben zu können. Worauf schon die nächste Nummer den betreffenden

Einsender ersuchte, sich dem Bildhauer Herrn Eduard Liesegang vorzustellen. Dies gab mir neue Hoffnung, denn man schien mich nicht unbedingt abweisen zu wollen. Wer aber Herr Liesegang war, wußte ich damals noch nicht, und als ich endlich bei dem Buchhalter eine schüchterne Frage danach wagte, erhielt ich die Antwort: „Der Bildhauer Liesegang ist ein Mann, der besser tun würde, sich um sein Geschäft zu kümmern, als Verse zu machen und sich mit Dichtern, Schriftstellern und ähnlichem Volk abzugeben.“ Wenige Tage nachher, nachdem ich die Aufträge des Hauses in rasender Eile besorgt, dabei ein kleines Paket falsch abgegeben hatte, klopfte ich bescheiden an seine Tür. Er stand an einer Hobelbank und schnitzte Möbelornamente aus hartem Holz. Ein schon älterer Mann, einfach aber sauber angezogen, mit gutmütigem, bleichem glattrasiertem Gesicht, klugen und freundlichen Augen. Er fragte nach meinem Begehren und war sichtlich erstaunt, als ich ihm ängstlich und schüchtern sagte, ich sei der Einsender des gewissen dreifarbigem Manuskriptes.

„Ei, ei,“ sagte er, seine Instrumente niederlegend, „das hätte ich denn doch nicht erwartet, und wenn Sie, junger Mensch, das Ding, welches allerdings nicht zu brauchen ist, in der Tat selbst und ohne jede Hilfe geschrieben haben, so lohnt es sich schon der Mühe, daß ich es mit Ihnen durchgehe.“ Dann ließ er mich am Tisch niedersitzen und es war mir ein ganz eigentümliches Gefühl, als er nun meine Arbeit vor mir niederlegte. Daß sie unbrauchbar sein sollte, tat mir anfänglich sehr weh, als er sie aber mit mir durchging, mir Widersprüche, Unmögliches, ja Lächerliches klar bewies, mußte ich ihm Recht geben und nahm dann erregt und dankbar sein Urteil entgegen, daß mit meiner Gespenstergeschichte allerdings nichts anzufangen sei, daß ich aber Anderes und Besseres machen könne, worauf ich durch sein Anerbieten hoch erfreut wurde, daß er mir eine nächste Arbeit durchsehen und nötigenfalls korrigieren wolle. Er erlaubte mir auch, ihn hie und da zu besuchen, was ich von da ab auch fleißig tat, und seinen Unterredungen und Belehrungen verdanke ich die ersten Geistesblitze, die erhellend in die finstere Nacht meiner tiefen Unwissenheit drangen. Von den Alten kannte ich die Iliade und Odyssee nur aus Bearbeitungen für Schüler, hatte von Schiller und Goethe kaum einen Begriff, kannte wohl Gellerts Fabeln, auch einiges von Langbein und Bürger, wußte aber Dichtungen in gebundener Rede nie einen besonderen Geschmack abzugewinnen, schwärmte dagegen für Märchen und dergleichen und hatte, was sonstige Prosa anbelangte, nur ein einziges Buch gelesen, das aber auf mich einen unbeschreiblich tiefen

Eindruck gemacht, der Band von Casanovas Memoiren nämlich, worin er seine Flucht aus den Bleikammern von Venedig erzählt.

Dabei ging Liesegang in seinen Belehrungen ganz vorsichtig zu Werke. Auch ermunterte er mich zu kleinen Stilübungen, wie er es nannte, und als ich eines Tages eine Skizze geschrieben – sie hieß „Angelika“ und schilderte das Wiedersehen eines jungen Mädchens und ihres Geliebten, der schwer verwundet auf dem Schlachtfelde lag und Trost in einem goldenen Kreuzchen gefunden, das er von ihr erhalten – so vermittelte Liesegang die Aufnahme dieser Arbeit in den Elberfelder Anzeiger und ich vermag unmöglich die Seligkeit beschreiben, mit der ich mich eines Tages (*im 'Fremdenblatt und täglicher Anzeiger der Stadt Elberfeld' vom 15. April 1833 unter dem Pseudonym F. W. Hell*) gedruckt sah – „Angelika, literarischer Erstling“, wozu der Redakteur allerdings etwas anzüglich ein Motto aus Goethe gesetzt hatte:

„Schöpft des Dichters reine Hand,  
Wasser wird sich hellen.“

Wie es aber so in meinem Geiste lebendiger und heller wurde, so senkten sich in begreiflicher Wechselwirkung um so tiefere Schatten auf mein kaufmännisches Leben und Treiben und daß Herr Karl Sasse mit seinem Lehrling immer unzufriedener wurde, konnte ich ihm wahrhaftig nicht übel nehmen. Auch hatte mein Oheim und Vormund möglichst taube Ohren, sobald von Geldzuschüssen die Rede war, um an meinem äußeren Menschen etwas zu verbessern. Er hatte auch mit meinem Prinzipal eine erbitterte Korrespondenz über die Kosten des Krankenhauses geführt und als er endlich doch dieselben zahlen mußte, schrieb er mir in einem derben Brief, daß jene Unkosten durch erneuerte Sparsamkeit meinerseits eingebracht werden müßten, und er durchaus nicht gewillt sei, meiner Eitelkeit und meiner Lust an schönen Kleidern Vorschub zu leisten. Du lieber Gott! Wenn ich eitel gewesen wäre und nicht vielleicht glücklicherweise eine so grenzenlose Gleichgültigkeit für das gehabt hätte, was er schöne Kleider nannte, so würde ich mir in der Wupper irgend eine tiefe Stelle ausgesucht haben. Denn es gab eine Zeit, wo ich in meinem Äußeren so heruntergekommen war, daß mir Herr Karl eines Tages im Zorn erklärte, ich sei für seine vornehmen Kunden abschreckend und er könne eine solche Vogelscheuche in seinem Laden nicht länger mehr dulden.

Dann wurde ich eines Tage auf sein Privatzimmer gerufen und mußte dort einen langen Brief abschreiben, den er an meinen Onkel und Vormund verfaßt, worauf er alsdann seinen Namen darunter setzte. Diese Epistel war ein artiges, aber nicht unverdientes Sündenregister, meinen nun beinahe zweijährigen Aufenthalt im Hause betreffend. Doch sagte er auch andernteils meinem Vormund derbe Wahrheiten und bezeichnete es als unverantwortlich, mich so gänzlich hilflos und ohne alle Mittel in die Welt hinauszulassen, wobei er meine Garderobestücke aufzählte und zu dem Fazit kam, daß, wenn ich mich einesteils nicht gründlich bessere und er mich nicht andernteils so zu stellen vermöge, daß ich in einem anständigen Hause anständig erscheinen könne, so müsse er, Karl Johann Sasse, darauf dringen, daß über mich anderweitig verfügt würde.

Daß Unglück und Unannehmlichkeiten selten vereinzelt kommen, ist eine alte Geschichte und so erging es auch meinem Onkel und Vormund. Denn gerade zu derselben Zeit, als er den oben erwähnten Brief erhielt, hatte er sich durch sein aufbrausendes, jähzorniges Wesen gegenüber seinem Vorgesetzten, dem Landrat des Kreises, wo er Sekretär war, in eine Lage gebracht, daß er von der Regierung mit einer kleinen Pension verabschiedet wurde.

Dies steigerte begreiflich seine Bereitwilligkeit mir helfen nicht und da ich mich einmal in der Lage befand, alles von seiner Mildtätigkeit annehmen zu müssen, so mußte ich auch in Geduld seine Briefe hinnehmen, worin er mich zur größten Sparsamkeit ermahnte, als wenn ich überhaupt an irgendetwas hätte sparen können. Auch mit meinem Prinzipal führte er eine erbitterte Korrespondenz und machte dadurch mein Verhältnis zu demselben noch schlimmer, ja er drohte mit einem Prozeß wegen der Krankenhausunkosten, und da er dagegen so gut wie garnichts tat, um mein Äußeres empfehlenswerter zu machen, ich auch nach und nach das bißchen Lust, das ich am Handelsstand, zumal an dem mir aufgedrungenen Zweig desselben gehabt, völlig verloren hatte, und auch die Geschäfte des auswärtigen Departements – Briefe und Pakete austragen, saumselige Schuldner und Weber mahnen – nur noch widerwillig und unfreundlich besorgte, so wurde mir eines schönen Tages angezeigt, daß man meine Dienste weiter nicht gebrauchen könne, daß man meinen Vormund bereits davon benachrichtigt, daß ich aber bis zu dessen weiteren Bestimmungen im Hause bleiben könne.

Gerade in diesen Tagen begab ich etwas, was auf meine Zukunft von großem Einfluß war. Ich hatte eines Morgens eben den Laden geöffnet, als wir ein Lau-

fen und Rennen nicht nur der Straßenjungen, sondern auch Erwachsener an der nächsten Straßenecke bemerkten und dorthin eilend das für Elberfeld seltene Schauspiel eines Truppendurchmarsches sahen. Infanterie mit dröhnender Musik, dann eine reitende Batterie, die durch unsere enge Gasse zog, den Raum derselben fast ausfüllend, sodaß wir uns schüchtern an die Mauern des Hauses zurückzogen. Ah! wie das besonders auf mich einwirkte, der ich mich ja schon nicht mehr als zu Ladentisch und Elle gehörig betrachtete und der ich schon allerlei verrückte Pläne für die Zukunft gemacht hatte. Wie mich das aufregte und begeisterte! Die mutig schmetternde Musik, das fröhliche Aussehen der Reiter, welche das Geschütz wie eine geheiligte Person umgaben, das dumpfe Dröhnen desselben auf dem Pflaster, das Schütteln und Schnauben der Pferde, das Klirren der Säbel und Bespannungsketten. Einer der Unteroffiziere erkannte unsere Ladengehilfin, die mit mir vor der Tür stand. Er warf sein Pferd aus der Reihe und sprengte kühn und stolz an uns heran, um dem hübschen Mädchen die Hand zu drücken. Sie wechselten einige Worte und er jagte wieder vor sein Geschütz, daß das Pflaster Funken sprühte. Das Mädchen war den ganzen Tag stolz gehoben und wir, auch die Lehrlinge benachbarter Geschäfte hatten sich zu uns gesellt, standen dabei in „unseres Nichts durchbohrendem Gefühle“.



Ich aber nicht ohne einen Schimmer von Hoffnung, der mich etwas kühner blicken, ja lächeln machte. Denn da mein Oheim und Vormund schon einige Male zarte Andeutungen über unverbesserliche Subjekte gemacht, die schließlich vom Kalbfell, damit meinte er die Trommel, zum Gehorsam gebracht würden, so zweifelte ich nicht daran, seine Erlaubnis zu erhalten, beim Militär einzutreten, um später gleichfalls als solch ein stolzer Reiter jungen Mädchen vom Pferd die Hand drücken zu dürfen und auf arme Ladenschwengels stolz hinabzublicken.

Dieser Gedanke beschäftigte derart meine Phantasie, daß ich die Unklugheit beging, meinem Onkel einen äußerst dummen Brief zu schreiben, worin ich ihm meinen Widerwillen gegen den Handelsstand, dagegen die Überzeugung aussprach, es bei irgend einer Truppengattung bald zum Offizier zu bringen und deshalb um die Erlaubnis bat, in das Düsseldorfer Ulanenregiment eintreten zu dürfen. Ich hätte mich gerne für die Artillerie entschlossen, doch fürchtete ich meines Onkels Widerspruch bei der Schwere dieses Dienstes, die mit meiner immerhin noch schwächlichen Körperbeschaffenheit so sehr im Widerspruch stand und wozu auch, wie man mir gesagt hatte, bedeutende mathematische Vorkenntnisse erforderlich seien.

Die Antwort, die ich von meinem Oheim erhielt, war durchaus nicht für die Öffentlichkeit geeignet und ich suchte mir eine stille Ecke aus, als ich mich veranlaßt sah, diese Epistel zum zweiten Male durchzulesen. Welcher Spiegel meiner Vergehungen der verschiedensten Art seit dem Eintritt in das Haus von Karl Johann Sasse! – Auch nicht die kleinste meiner Untaten war vergessen worden. Welches Register von Ungehörigkeiten, Fehlern, ja Lastern, die an Verbrechen streiften – welches Ungeheuer war ich –! Daß mein Vormund schließlich versicherte, er werde seine Hand gänzlich von mir abziehen, konnte mich nach dem eben gesagten nicht mehr überraschen. Auch fand er meine grenzenlose Nachlässigkeit nur noch übertroffen von meiner Dummheit, die darin gipfele, daß ich bei meiner fatalen Mittellosigkeit in ein Ulanenregiment eintreten wollte. „Da ich aber nach allem,“ so schloß er, „was man schon vergebens mit Dir versucht, daran zweifle, ob Du überhaupt zu einer anständigen Karriere befähigt bist, so halte auch ich es für das Richtige, Dich von der eisernen Disziplin des Militärstandes beugen zu lassen. Gehe also nach Düsseldorf, Deine Tante Karkhoff wird Dich für einige Zeit aufnehmen, die nötigen Papiere werde ich einschicken und dann versuche, ob Du einen Batteriechef findest, der leichtsinnig

genug ist, Dich aufzunehmen, denn zu jeder anderen Waffe als zur Artillerie müßte ich meine Einwilligung versagen, da Du möglicherweise, wenn Du endlich vernünftig und willig wirst, dort noch etwas lernen kannst. Denke aber nach alledem, was Du mich schon gekostet hast, nicht daran, noch von mir weitere Unterstützungen zu erhalten.“ Und darin hielt er Wort und ließ mich, ich war damals noch nicht ganz sechzehn Jahre alt, den Versuch machen, allein und ohne Hilfe durch die Welt zu kommen.